

Skizze zu **Das Jahr im Paradies,**

erlebt in Nordböhmen 1938/39



Das Dorf Brenn lag auf einem Bergel, daher war seine weisse Kirche mit dem in der Gegend üblichen Barockturm weit und breit in der Runde zu sehen. Da war der Roll und dahinter sein Abbild, der Jeschken, zwar nur noch ganz schwach zu sehen wegen der grossen Entfernung, dann der Grüner Berg, Kamnitzbert wieder ganz nahe, Wellnitzberg, Urteilsberg, Schwoikaer Berg, der Spitzkegel des Kleis, der Kamm hinter Haida mit dem Hutberge, die Kosel, Rohnberg und Geltsch, wieder ganz nahe Kühberg, Malcherberg, Mickenhahner Stein und Langer Berg, Eichberg mit Kummergebirge und dahinter, besonders charakteristisch die Bösige. Dazwischen gestreut sah man die Städtchen und die Dörfer, die Rauchfahnen der Züge und hie und da einer Fabrik. Das Dorf war also gar kein so weltverlassener Ort, es hatte aber in seiner besten Zeit nicht mehr als 300 Einwohner, da sind die Bewohner des Mühldörfels schon mitgezählt, das wohl dazu gehört, aber unten am Polzen liegt. Um dieses Mühldörfel nun geht diese Geschichte.

Auf einer Zaunsäule aus Sandstein sass der Peter und war ohne Zweifel auf Reinlichkeit bedacht, denn er wusch sich, natürlich mit der Zunge. Er braucht dazu weder einen, noch einen zweiten Waschlappen. Beide Hinterbeine ragten in die Luft. Er war äusserst heftig beschäftigt. "Wir kriegen Besuch, der Kater macht ein Stingel-Stangel" rufen die Kinder, "hohen Besuch, er sitzt auf der Zaunsäule!"

Die zehn oder zwölf Wochen, die Peterle etwa alt war, hatten einen für ein Katzendasein durchaus abnormalen Verlauf gehabt. Der Peter war in Turn und Teplitz, wahrscheinlich in der Gegend der Mariascheiner Strasse geboren worden, jedenfalls hatte er dort eines Morgens auf unserer Türschwelle gehockt, ein winziges schwarzes Häufchen Unglück, und zu uns hereingewollt.

Ein angebotenes Schälchen Milch verschwand sofort und dann war er einfach geblieben. Einfach war das freilich nur für den Peter gewesen. Für uns stand unsere Übersiedlung knapp bevor und es dürfte sich wohl jeder überlegen, eine zugelaufene junge Katze im Möbelwagen mitnehmen zu müssen.

"Er muss doch wieder fort!" hatte ich täglich x-mal gesagt.

„Eine zugelaufene junge Katze, wenn sie noch dazu schwarz ist, bringt Glück“, gaben die Nachbarinnen zu bedenken. Wer wäre für solche Weisheiten kurz vor einem Umzug nicht empfänglich? Trotzdem unternahm ich einen schwachen Versuch, wie wieder los zu werden, indem ich sie auf die Gartenmauer setzte und durch einen kleinen Schubs nachhalf. Zögernd machte sie ein paar Schritte, die grünen Augen anklagend auf mich gerichtet und die Kinder bettelten: „Nicht fortjagen, den Peter, nicht fortjagen!“ und versprachen goldene Berge, wie sie den Peter transportieren würden. Da hatte ich meinen Arm lang gemacht, ihn gerade noch erwischt und damit wars endgültig entschieden gewesen, dass der Peter mitkam.

Wenige Tage später stand dann das Möbelauto auf der Strasse. Die zwölfjährige Christl mit dem Vater im Zuge abgereist, also blieb die Sorge, wie ich den Peter wegbringen würde, mir. Während unseres tränenreichen Abschieds von vielen lieb gewordenen Menschen und dem Haus, der einen hübschen Lebensabschnitt abschloss, mussten wir Peterle ins Doppelfenster sperren, damit er sich im allgemeinen Trubel nicht verlor.

Dann sassen wir zu viert vorn i Wagen; der Fahrer und der Packer machten aber recht sonderbare Gesichter, als sie den vierbeinigen Fahrgast entdeckten. Letztes Winken, und Los gings, die rumplige Ritterstrasse hinunter auf die Kilmer Strasse in Richtung Aussig. Überkleider ging auch etwas anderes los. Petr protestierte mit geradezu grässlichem Geschrei gegen die Auto-
partie. Niemand kann sich einen Begriff machen, was für Töne so eine kleine Katze hervorbringen kann. Indem sie sämtliche Krallen in meine Kleider bohrte, schrie sie unentwegt. Haukel, meine Bedienerin (heute sagt man Zugehfrau) und ich versuchten auf alle Art, sie zu beruhigen, umsonst, sie schrie. Ein Glück, dass Fahrer und Packer Humor genug hatten, nur zu lachen. So waren wir unversehens an Kulm und seinen Kriegerdenkmälern vorübergekommen, nichts hatten wir gesehen vor lauter Beschäftigung mit Peter. Aber als er gar nicht aufhören wollte, fingen die Männer an, es satt zu kriegen und erklärten, vor Aussig müsse die Katze in den Werkzeugkasten, sonst dächte die Polizei, im Wagen würde mindestens ein Kind ermordet. Aber auch im Werkzeugkasten wurde es keineswegs besser, also wieder heraus damit. Sie schrie! Nur heftiges Bitten erweichte die ernstlich böser gewordenen Männer, das Tier nicht zum Fenster hinauszuerwerfen. Woher nur Peterle die Kraft nahm? Ich glaube, ein Mensch brächte so etwas nie zustande. Durch Aussig, Bodenach und Tetschen gings so fort. Hinter Bensen tranken die Männer ein Glas Bier und ich, nun doch mürbe geworden, wr bereit, den Peter laufen zu lassen – er lief aber nicht, sondern strich mir zufrieden um meine Füße. Also kam er doch wieder mit. Sobald der Wagen anfuhr, ging das Geschrei wieder los. In Politz, wo grade Fahrt war, gabs viele Buden und daher enge Fahrbahn und so viel Lärm, dass die Klage-
töne Peters untergingen. Vor Leipa hatte er sich anscheinend mit der Fahrerei abgefunden. Von dort aber wars sowieso nur noch ein Katzensprung nach Brenn, wo uns das zeitlebensersehnte Paradies erwartete.

Seit ich denken konnte, hatten sich Wünsche, Träume und Pläne um das alte, etwas geheimnisvolle „Schneiderhaus“ am Polzen und seinen Garten gesammelt, das selten bewohnt, das Mühldörfel nach hinten abschloss. Fast fensterlos in der Vorderfront, mit schmalem Vorgarten, weinbewachsenen, öffnete es gastlich die Haustür für uns und allen voran lag der befreite Peter. Die Fenster befanden sich alle an der Hinterseite des Hauses auf den Garten zu und der hatte es in sich. Westwärts vom Polzen begrenzt, der einige Meter weiter oben den Gissemlarm mit dem Brenner Mühlarm vereinigte, umschlossen ihn an den andern Seiten dichte wilde Hecken von Schneebeer-, Hasel- und Fliedersträuchern. Den Bachlauf säumten uralte Bäume: Eichen, Weiden, Erlen, Fichten und noch andere Arten. Eine Weide trug sogar einen Einbau, aber es schien nicht ratsam, oben Kaffee zu trinken, wie es Früher dort oben üblich war. Alle möglichen Sträucher gar es: Zypressen und Maulbeer, dazwischen wucherten Königskerzen, Fingerhut und Türkenbundlilien, es lässt sich gar nicht alles aufzählen. Eine dicke Weide stand dicht an der Schöppe, zu der 10 Sandsteinstufen hinunterführten, einen Riesenast bis ans andere Polzenufer hinüberstreckend. Grün und kühl schlich das Wasser and den tiefhängenden Zweigen vorbei. Zwischen den Hecken des inneren Gartens und der Strasse lagen Wiese und Obstgarten von riesigem Ausmass.

Es erfüllten sich mir also viele Träume in dem für unsere Heimat so kritischen Jahre 1938, als ich die Wohnung im „Schneiderhaus“ bezog. Mein Mann arbeitete in einer Prager Maschinenfabrik und kam über das Wochenende zu uns heraus. Nach Prag zu übersiedeln war uns nicht ratsam erschienen. Wir sprachen kaum tschechisch, unsere beiden Mädchen sahen zu Deutsch aus, es lag auch schon allerlei in der Luft. Das hatte unsern Entschluss, die Wohnung in unserem Teplitzer Haus aufzugeben, noch gefördert, als wir in der „Leipaer Zeitung“ das Inserat gefunden hatten, dass die Wohnung im Schneiderhaus zu haben sei.

Nun war es also erreicht. Die Wohnung entsprach unseren Wünschen, vier ineinander gehende Räume, als letzter auf den Fluss zu befand sich das Zimmer der Kinder mit vergittertem Fenster. Damit schien die Gefahr gebannt, dass sie ins Wasser fallen konnten. Massive Läden am Fensterinnern gaben nachts ein beruhigendes Gefühl, denn da konnte der schwarze Garten schon recht bedrückend wirken.

Hier würde man nun ein Leben führen können wie auf einer einsamen Insel, wenn man so wollte. Oben auf dem Hügel im Dorfe wohnten seit Jahrzehnten die Eltern im alten, schwarzweiss gestreiften Blockhause mit dem bienendurchsummten Garten. Mein Vater war ein grosser Imker vor dem Herrn. Seit Generationen gehörte das Haus der Familie, wenn auch nicht in direkter Linie. Ins Dorf ging man einkaufen und sonntags in die Kirche. Der Nachbar Müller liess sich jederzeit dazu bewegen, seinen alten Kasten von Auto herauszuziehend und schnell über Rehdörfel nach Leipa zu rutschen. Dort konnte man jeden Grosseinkauf tätigen. Der Müller hatte sowieso oft drin – in Leipa – zu tun: Aale verkaufen usw ...

Jetzt muss ich wohl auch die übrigen Mühldorfbewohner vorstellen. Da waren zunächst aus der Schänke die Wirtsleute mit ihren zwei Buben und einem Mädlel, gleichaltrig mit unserer Christl. An der Polzenbrücke im alten Mauthaus lebten Eltern und Grossvater der Wirtin und noch zwei Familien. Die grosse, zur Mühle gehörende Landwirtschaft besorgte ein Ehepaar und er Müller hatte auch eine nette Frau und ein sechsjähriges Töchterchen, also genug Bevölkerung für das kleine Mühldörfel.

Zuerst waren nicht alle Leute von der neuen Nachbarschaft begeistert. Wir stellten immerhin in dem in sich geschlossenen Kreise ein fremdes Element dar – Stadtleute!- trotzdem wir im Ort geboren waren. Annäherungsversuche, zunächst nicht grade freundlicher Art, kamen bald. Zuerst musste dies der Peter von einem Artgenossen erfahren. Als er am Morgen nach unserer Ankunft einen Spaziergang in den Garten unternahm, kam aus den Büschen ein riesiger schwarzer Kater auf ihn zu gefaucht und da bezog der winzige Kerl so eine gewaltige Portion Ohrfeigen, dass Erika eiligst aus dem Fenster sprang und den armen Kleinen rettete. Ja auch Tiere sind nicht immer edel.

Kurz darauf schlich Peterle einmal triefend nass zur Vordertüre herein und stank fürchterlich, ohne Zweifel nach Mistpfütze. – Die Wirtskinder hatten ihn, ihrem Missfallen an unserem Eindringen in ihre Bannmeile Ausdruck zu verleihen, mal schnell in die Jauchegrube getunkt, - ebenfalls nicht edel und schon gar nicht paradiesischen. Da half nichts als gründliche Wäscht! Rasch eine Schüssel Wasser und Seife und allen katerlichen Protesten zum Trotz ein ausgiebiges Bad mit Abreibung und nachher Kölnisch-Juchten auf den Pelz! Das stank zwar auch, aber viel besser, viel besser. Nichtdestotrotz wurde es doch alle Tage freundlicher mit der Nachbarschaft, denn schliesslich war man eben dort geboren, also gar so fremd nicht.

An jedem sonnigen Nachmittage zogen wir in Badegarderobe durch den Garten auf die Wiese im grossen Haken, den der Polzen flussabwärts bildete. Dort wurde gebadet und nirgends sonst. Jetzt, da ich diese Zeilen niederschreibe, ist wieder August, wie damals. Nur die Augen brauche ich zu schliessen, dann ist es, als ob ich hinausgehen könnte, vorbei an den alten Bäumen und Sträuchern des lebenden Zaunes, durch das wackelige Türchen auf die grosse Polzenwiese. Rings blühen auf hohen Stengeln die Rudbeckia, wilder Hopfen kriecht bis in die Wipfel der Weiten und Erlen, blauer Frauenschuh und rote Weidenröschen locken die Hummeln, grüne, brauche und blaue Wasserjungfern surren über das Wasser.

Vor unserem Tritte retten sich Heupferdchen in weiten Sprüngen, um gleich wieder in das Geigenkonzert ihrer Artgenossen einzustimmen. Dann spritzt das Wasser auf und wir sitzen mit-tendrin auf weichem Poster über und über blühender Wasserseide. Es duftet nach Wasser, nach geschnittenem Korn, denn alle Felder stehen voller Puppen. Jetzt ist die Welt am buckligsten, sagt man da. Und wer's nicht glauben will, braucht nur den Polzenberg hinaufzusteigen und sich umzusehen. Der einzige, den diese Badeausflüge nicht freuten, war der Peter. Er sass am Bachrande und plärrte fast so wie bei seiner Autoreise. Anscheinend hatte er Angst um uns. Ihm fehlte eben unsere freundliche Einstellung zum nassen Element.

Wenn es geregnet hatte, ging's „in die Pilze“. Welch schlechtes Deutsch! Es hiess aber doch nicht anders. Der nahe Rehdörfler Busch zog uns nicht so sehr. Nein, wir gingen über Polzenberg und Kieferberg entlang des Baches in die Gemeindebüsche. Dort hatten wir unsere Pilzfleckel, dort wussten wir genau, hinter dieser oder jener Kiefer steht einer. Aber auch, wenn es keine Pilze gab, war das ein Spaziergang, der so leicht nicht seinesgleichen findet. Da wand sich der Polzen durch die grünen Kummerwiesen, das Dörfel Wesseln blickte durch die Uferbäume, dahinter stand die Wand des Kummergebirges und endlich der Bösig. Auf der anderen Seite der eigenartig geformte Mickenhahner Stein. Und unter unseren Füssen rollte der feine Sand.

Einmal hatten wir alle Platzel vergeblich abgesucht. „Es wachsen keine“, war festgestellt worden. So waren wir bis in die „Herrschaft“ am Vogelberg gekommen. Zuletzt, schon auf dem Nachhausewege, guckten wir noch einmal unter die Fichtel des Haues in der „Hofehölle“, wie es dort hiess. Richtig, da stand einer, so gross wie ein Suppenteller, und noch einer, und so fort. Herrliche Herrnpilze! Was tun? Unsere Tasche reichte lange nicht aus, den Segen zu bergen. Es half nichts, Christl musste ins Dorf zu den Grosseltern, den Buckelkorb holen. Inzwischen türmte sich die Ernte, auf allen Vieren erbeutet, zu wahren Bergen. Als Christl mit dem Korbe endlich kam, konnten wir ihn bis zum Rande füllen und im Triumph wurde er heimgebracht. Unterwegs begegneten wir einigen Frauen aus dem Dorfe, die uns neugierig fragten, was wir im Korbe hätten, der selbstverständlich gut zugedeckt war. Uns ins Unvermeidliche fügend, sagten wir: „Herrnpilze.“ Nur der Augenschein konnte sie überzeugen, war doch bekannt, dass es jetzt im ganzen Walde keine Pilze GAB. Natürlich kam sofort die Frage nach dem Woher und die prompte falsche Antwort: „Oh. Weit hinten in der „Herrschaft“ in einem Fichtenhau. Wie es dort heiss, wissen wir nicht.“ Welcher Pilzsucher hätte je seine Pilzfleckel verraten.

Kurz, es war eine Idylle ohne Gleichen, wenn wir nur nicht grade das Jahr 1038 geschrieben hätten, jenes Jahr, das so kritische Dinge in unsere Welt brachte. Unser Radio hatten wir zwar bei den Eltern im Dorf untergebracht, weil das Mühl-dörfel seinen Strom in der Mühle selber machte, und auf den war unser Apparat nicht geeicht; trotzdem war auch bei vorhandenem besten Willen nicht zu überhören, dass sich die Lage immer mehr zuspitzte. Auch mein Mann berichtete Sonntag für Sonntag Erregenderes und im Wirtshaus wurden böse Sachen erzählt. Im Walde bauten die Tschechen eifrig an den Bunkern ihrer zweiten Befestigungslinie. Aber es war viel zu schön bei uns, als dass man an Weltuntergang hätte glauben wollen. Jedoch es mehrten sich die bösen Vorzeichen. In zunehmendem Masse zog Militär aus Richtung Hirschberg vorbei, die Bauern beratschlagten. Wir sassen im Wirtshaus um Radio herum und hatten dicke Köpfe, einen Tag mehr als den anderen. Dann kam der Befehl, alle Radios müssten an der Post in Reichstadt abgeliefert werden. Es kam die Mobilisierung, worauf alle Männer verschwanden. Einige rückten ein, die andern aus. Damals entstand die grüne Armee im Kummergebirge, aber auch bei uns, überall in Wald und Feld.

Mein Mann hatte sich sehr gewünscht, dass wir in die Slowakei gefahren wären. Ich konnte mich nicht dazu entschliessen, obwohl es ihm grosse Sorge bereitete, uns in der seiner Meinung nach schwer gefährdeten Heimat zu lassen.

Eines Abends rief mich über den Polzen herüber ein Hermsdorfer Bauer, er würde mir einige Leute aus Leipa bringen, die verfolgt wären. Natürlich sagte ich zu. Noch heute weiss ich nicht, wer sie eigentlich waren. Ich quartierte sie im sogenannten Fürstenzimmer in der oberen Etage ein, zu dem mir die in Deutschland lebenden Besitzer Schlüssel dagelassen hatten, um notfalls meine Schwester unterbringen zu können, die sich in Mähren auch gefährdet fühlte. Die übrige Wohnung im ersten Stock war versperrt. Sie enthielt sehr schöne Möbel in alter Einlegearbeit, wertvolle Porzellansammlungen und dergleichen. Später brachte ich meine unbekanntesten Gäste wieder auf den Weg. Sie hinterliessen ebenfalls sehr beunruhigende Nachrichten.

Mein Mann war, wie ich später erfuhr, von seiner tschechischen Wirtin gleich nach der Verkündigung der Mobilmachung alarmiert worden und eine Stunde nachher schon eingerückt. Er konnte ja nicht ausrücken!

Im Dorfe gab es keine sichtbaren Männer mehr. Wilde Gerüchte gingen um. Ich richtete den Keller im Schneiderhaus, der zwei Meter dicke Wände hatte, her, dass er in der höchsten Not alle einundzwanzig Bewohner des Mühlhöfchens aufnehmen könnte. Damals glaubte man ja noch, dass ein Krieg in wenigen Stunden oder Tagen vorbei sein müsse. Dazwischen galt es, mutlose zu trösten. Wenn ich durch Dorf ging, kamen von allen Seiten Leute auf mich zugestürzt, die wissen wollten, was ich von all dem hielt. Ich konnte sie immer aufrichten, weil mein sechster Sinn mir sagte, dass der Kelch noch einmal an uns vorübergehen würde.

Die Böschung am Polzen hinter den dichten Hecken hatte ich gleichfalls als Versteck ausgebaut. Nachts kamen öfter Männer aus dem Dorfe, denen ich Tee und Essen kochte und das Neueste erzählte. In der Schänke gab es nämlich doch heimlich noch ein Radio. Kurz vor der Mobilisierung war irgendwie durchgesickert, dass eine wichtige Rede gesendet würde. Sie zu hören, hatten sich viele gute Freunde aus der Umgebung eingefunden. In letzter Minute erschien ein alter Tscheche aus Leipa, der als Angler in der Schänke Stammgast war. Er musste wohl etwas gerochen haben. Kurzerhand wurde er in aller Liebenswürdigkeit rechts und links flankiert, auf eine Bank an der Wand manövriert, vor der ein massiver Tisch stand. Dann trug die Wirtin den Apparat in einem Buckelkorb in eine abgelegene Kammer des ersten Stockes, wo er rasch angeschlossen wurde. Dann verlor sich einer der Männer nach dem andern nach oben, nur der Flankenschutz blieb eisern auf seinem Posten und redete auf Herrn U. ein, so sehr der auf seinem Platz auch hin- und herrücken mochte.

Die Zigeuner, die auf dem Polzenberg gelagert hatten, kamen auf den Mühlhof gefahren. Auch sie suchten menschliche Gemeinschaft. In jener Zeit waren alle Menschen wirklich einmal Brüder, bereit alle Gegensätze zu vergessen. Gerüchte, frohe Gerüchte kamen geflogen. Alles ginge gut, alles käme ins Reine, und es gäbe gar keinen Krieg. Der friedliche Einzug deutscher Truppen stünde bevor. Wir nähten in aller Eile Fahnen; aber niemand wusste genau, wie die aussehen sollten. Niemand hatte den richtigen Stoff. Als wir die Häuser schon geschmückt hatten, rückte plötzlich eine etwas hundert Mann starke tschechische Truppe ins Mühlhöfchen ein, eher übermüdet als feindselig zwar, aber immerhin beängstigend genug. Die Wirtsleute brachten daher ihre Kinder mit einer aus Leipa geflohenen Frau zu uns herüber. Immer wieder wurden wir wegen der abseitigen Lage unserer Wohnung als Zufluchtsort ausersehen.

Kurz nach ihrer Unterbringung erschien nach heftigem Klopfen an der Haustür ein tschechischer Unteroffizier und forderte Einlass. Jemand hatte ihm erzählt, dass mein Mann in Prag in einer Maschinenfabrik arbeitete. Da wars das Klügste, ihn aufzunehmen. Er war durch und durch nass. Auch erhoffte ich grössere Sicherheit durch seine Anwesenheit. Unsere Stube sah bald nett aus, über dem Ofen Mantel, Stiefel und anderes Soldatenzeug zum trockenen ausgebreitet und aufgehängt, Kinderwagen samt Inhalt die fremde Frau, der Soldat und wir um den Tisch herum, der mit Esswaren, Schnapsflaschen, Tabak und Spielkarten einen recht ungewohnten Anblick bot. Frau K. war auf die glänzende Idee gekommen, dem Manne Karten aufzuschlagen und weissagte ihm das Blaue vom Himmel herunter, was er durchaus ernsthaft und beglückt hinnahm.

In der Schänke gabs indessen Hochbetrieb, Die Wirtin kochte mit Hilfe der anderen Frauen in den Grössten Töpfen, die es im Mühdörfel gab, Essen für die ausgehungerten Leute. Wir hatten damals ja nur eine Scheu vor ihnen, aber keiner stellte das Menschentum des andern in Frage, wie es heute aus bitterer Erfahrung heraus geschehen muss. Nach dem Essen ergaben sich fast alle dem stillen Suff oder sie unterhielten sich ganz unkriegerisch mit unseren Leuten. Der Wirt war stillschweigend auch wieder auf der Bildfläche erschienen. Die Flinten standen im Hausflur auf Haufen. Sogar der Wachtposten drückte dem Wirt sein Gewehr in die Hand und legte sich in einen Winkel schlafen. Jedenfalls zeigten sie nicht die geringste Angst vor den deutschen Bestien. Solche, uns später nachgesagten Eigenschaften müssten sich sber plötzlich entwickelt haben, wenn die diesbezüglichen Anklagen hätten zutreffend sein sollen. Diese anklagen, auf die sich die Tschechen beriefen, als ihr Wüten gegen uns begann.

Als der hereingeschneite Soldat zum Essen in die Schänke ging, stellten wir fest, dass seine auf dem Sofa liegengelassene Aktentasche bis an den Tand mit Eierhandgranaten gefüllt war. Also ein recht unheimliches Gepäck, besonders weil die Kinder aus den hinteren Zimmern immer wieder auftauchten. Und Kinder sind bekanntlich neugierig. Ich fasste Mut und trug die kriegerische Tasche auf den Flur hinaus. Am späteren Abend sofften wir zwei Frauen den ungebetenen Gast ohne allzu grosse Mühe unter den Tisch. Er hatte ziemlich gründlich vorgearbeitet. Um drei Uhr früh musste ich ihn wecken, weil er die Wachen zu kontrollieren hatte. Als er dann zurückkommen wollte, schlief ich so fest, dass ich sein lautes Klopfen total überhörte. Am andern Morgen zog die Abteilung sang- und klanglos ab.

Noch ein zweites Intermezzo gab es für uns in jenen Tagen. Kurz bevor unsere Gegend von deutschen Truppen besetzt wurde, lag sie eine Zeit lang im Niemandsland. Die Mühdörfelkinder, natürlich auch unsere Christel, spielten auf dem Mühlehof, der von meinem Küchenfenster nicht einzusehen war. Da kam die Christl, an der ein böser Junge verlorengegangen war, plötzlich sehr kleinlaut zur Tür hereingeschlichen, die Hände in den Manteltaschen. Sofort wusste ich, dass da etwas nicht stimmte. Keine Antwort auf meine Frage, was los sei; aber die andern Kinder, die zögernd zur Tür hereinschauten, eröffneten mir. „Sie hat sich etwas an der Hand gemacht.“

Richtig, sie konnte den Arm nicht bewegen.

Also zum Müller: „Wir müssen rasch nach Leipa zum Doktor fahren.“

„Ja ja, aber ich habe kein Benzin mehr!“

„Gar keins?“

„Na, hinein komme ich vielleicht noch.“ Also los. Die kleine Inge fuhr auch mit.

Bei der Röntgen-Untersuchung schrie die Christl wie am Spiess, es ergab sich jedoch, dass es nur eine Prellung war.

Nachher erklärte das Kind auch warum es so geschrien hatte: die Bleiplatte war so kalt gewesen. Gott sei Dank, viel Lärm um nichts. Der Müller bekam dann Benzin zur Heimfahrt von der deutschen Wehrmacht, sonst hätten wir wohl schieben müssen. Erst nachher erfuhr ich, wie der Unfall zustande gekommen war. Die Kinder hatten ein nasses Brett auf die Zaunsäule gelegt und waren mit dem Trittroller heruntergefahren. Keine Kunst, da abzurutschen und das Ergebnis noch sehr glimpflich.

Als wir dann endlich doch deutsch besetzt waren, ging ein grosses Aufatmen durch das Land. Alle Leute feierten Geburtstag. Wir wurden etwas plötzlich und von den meisten unvorhergesehen, reichsdeutsche Staatsbürger. Dieser Umstand zog allerlei Umwälzungen nach sich, die auch unseren versteckten Erdenwinkel nicht unberührt liessen. Als für uns fühlbarste Veränderung verlor mein Mann nach seiner Rückkehr vom tschechischen Militärdienst, zu dem er in die Slowakei geraten war, seine Stellung in Prag, weil er dort durch die Abtretung des Sudetenlandes an das Reich Ausländer geworden war. Nun, er würde wohl jetzt rasch eine neue finden, dachten wir. Vorerst freute man sich, dass der Kopf noch dran und die Heimat nicht Kriegsschauplatz geworden war. Alles andere schien weit im Hintergrund.

Peterle, nun schon halbwegs erwachsen, genoss sein herrliches, freies Leben. Selten hatte eine Katze einen derartigen Tummelplatz. Kamen wir aus dem Dorfe nach Hause, lag er sicher in den Sträuchern im Hinterhalt und sprang uns an die Beine. Häufig aber rannte er in grossen Sprüngen neben uns her und begleitete uns ins Dorf. Nur im elterlichen Haus musste er getragen werden, denn dort übte der Waldmann Hausherrnrechte aus. Wie hätte der einen fremden Kater dulden sollen, der vielleicht sogar versucht hätte, aus seinem Napf zu naschen?

Eines Abends kamen wir um die späte Dämmerung nach Hause und öffneten die Stubentüre. Da kam uns ein sonderbares Lebewesen entgegen. Schnell Licht angezündet, was war das nur? Ein Gürteltier? Aber nein, der Peter, in den Fliegenfänger eingewickelt. Er hatte seiner Gewohnheit nach auf dem Pfannendeckel geschlafen und war an den Fliegenfänger geraten. Wieder einmal musste er gründlich gebadet werden und trotzdem sah er acht Tage aus wie ein Ruppigel, die leider erstklassige Qualität des Fliegenfängers glänzend beweisend. Beim Schlafengehen machten wir dann noch eine erfreuliche Entdeckung. Auf der Bettdecke im Kinderzimmer befand sich ein braungrünes, klebriges Nest. Dort hatte sich der eingewickelte Peter zu weiterer Ruhe niedergelassen gehabt. Wir Menschen haben aus Kindertagen unseres Geschlechts leider gar keine Vorstellung behalten. Immerhin erzählt die Überlieferung von den Tieren im Paradies, sehr deutlich und unrühmlich von der Schlänge. In dem Paradies meiner Erdentage spielte das Tier Peter eine ausgesprochen freundliche Rolle. Es wäre nicht vollkommen gewesen ohne die von ihm hineingetragene Kurzweil. Gefallen an unserem Heim und seiner Umgebung fanden ausser uns selbst noch viele andere Leute. Deshalb gab es bei uns auch sehr häufig Besuch. Ausser den Mühldörflern in ihrer Mussezeit kamen auch viele Bewohner des eigentlichen Dorfes. Immer gern gesehen der alte Förster, der seit vierzig Jahren die erst kaiserlichen, später tschechoslowakischen Staatsforste betreute. Er brachte seinen österreichischen Charme und seine gelbe Dackelin mit.

Mit meinem Vater kam ein weiterer Vierbeiner, der Waldmann. Wehe, wenn sie sich trafen! Die Sympathie bestand durchaus nur bei den Menschen. Eifersucht und Geltungsbedürfnis hiess die Hunde sich hassen, und das nicht nur theoretisch, wie dies in der menschliche Praxis notwendigerweise der Fall sein muss. Bei den Hunden wird so etwas immer sofort an Ort und Stelle ausgetragen. Dackel konnte der Waldmann überhaupt nicht ausstehen.

Für Vater gabs bei uns noch einen besonderen Anziehungspunkt, das Wasser. Seit seinen jungen Jahren hatte es keinen Sonntag gegeben, an dem er nicht mit Netz und Angel der Fischerei gehuldigt hätte. Jetzt war er zwar nicht mehr aktiv dabei; aber halt das Wasser! Das Wasser, das zog. Er strich im Garten herum und liebäugelte mit guten Angelplätzen. Hundert Geschichten erzählte er um Fische, grosse Hechte, die da und dort gestanden hätten oder gefangen worden waren. Wir aber hegten unsere Privatfische, die alle Tage zu bestimmter Stunde vom Fenster aus gefüttert wurden. Sie warteten immer schon auf uns. Wenn sich Angler in der Nähe zeigten, wurden „unsere Fische“ verscheucht.

Mutter trug immer was Gutes in der Tasche, wenn sie herunterkam, Obst, Honig oder ähnlich feine Sachen. Unsere ganz besondere Freundschaft galt aber dem Briefträger, schon weil es jetzt nach den langen Jahren wieder ein Deutscher war, auch ein Mitbringsel der neuen Staatsangehörigkeit. Vorher hatte unsere Briefe ein Tscheche ohne deutsche Sprachkenntnisse gebracht. Ausserdem war der Neue ein Bekannter aus der Jugendzeit, wir hatten damals oft in Reichstadt zusammen getanzt. Er machte nun immer bei uns lange Station und die Leute darüber bald schlechte Witze.

Unser häufigster Besuch war aber doch der Waldmann, der Gestalt nach ein Spitz mit Hängeohren wie ein Jagdhund, weiss-gelb gefleckt, mit langen seidigen Haaren; also ganz bestimmt kein Rassehund, trotzdem unendlich geliebt von allen, denen er irgendwie zugehörte. Sonst wurde ihm im Dorf allerlei nachgesagt, denn sanft von Charakter war er nicht. Er kam zwar oft aus dem Dorf zu uns herunter; aber durch nichts war er zu bewegen, allein und unbegleitet wieder nach Hause zu gehen. Sobald er oben irgendwie entwischen konnte, erschien er heftig an der Vorder- oder Hintertür kratzend und sobald er hereingelassen wurde, brachte er uns fast um vor Liebesbezeugungen. Nur sein Verhältnis zu Peter war das in solchen Fällen übliche. Einer konnte dem andern seine Anwesenheit nie verzeihen. Kam der Waldmann durch Sträucher in den Garten gefahren – Peter – rette sich, wer kann, auf den nächsten Baum. Und der war verhängnisvollerweise oft die Weide an der Schöppe mit dem langen Ast hoch überm Wasser. Waldi kläffte erste eine Weile wütend und enttäuscht über seine Ohnmacht in diesem Falle, wandte sich aber dann weiteren Entdeckungen in dem interessanten Reviere zu. Der arme Peter hing inzwischen mit seinen Krallen am Weidenast und konnte nicht herunter, weil er eben eine Stadt- und keine gewöhnliche Dorfkatze war. Und unter ihm war das Wasser, so viel Wasser! Da half nichts, ich musste hin, meine Hände am Stamm möglichst hoch hinaufhalten und locken. „Peterle! Peterle!“ Oft dauerte es lange bis er sich entschloss, ängstlich miauend auf meine Hände zu klettern, bis ich ihn erwischen konnte. So gelang es schliesslich immer, den Peter zu erlösen. Bis auf ein einziges Mal! Da wurde ich abberufen, weil jemand gekommen war. Als ich in den Garten zurückkehrte, lief mir ein tiefendes Etwas entgegen. Bei dem Versuch auf eigene Krallen herunterzuklettern, war Peter richtig ins Wasser, dieses verhasste Element gefallen. Aber wie es immer ist, wenn man einen in Wasser wirft, kann er schon schwimmen. So wars auch mit Peter. Eine grosse Verlockung waren ja auch die Wassereitern die so nett auf der Wasseroberfläche hin- und herfahren, aber zum Spielen leider ungeeignet.

£Erika unsere ältere Tochter, besuchte jetzt in Leipa die Oberschule, die sich aus dem früheren Realgymnasium abgeleitet hatte. Sie kam nur zum Wochenende nach Hause. Sonst wohnte sie bei den Grosseltern väterlicherseits in Leipa. Der Grossvater hätte sie gern auf seine Art erzogen. Er war Schulmeister gewesen und hielt viel auf Drill, aber der wollte bei unserer in Freiheit dressierten Erika gar nicht verfangen. Schon in der Volksschule in Teplitz hatte es immer Anstände gegeben. Einstimmig hatten alle Lehrer behauptet: Sie ist immer irgendwie anderweitig beschäftigt, aber wenn man sie aufruft, gibt sie trotzdem die richtige Antwort.

So wars auch jetzt wieder und das ging dem Grossvater Oberlehrer natürlich sehr gegen den Strich. So eine Enkelin zu haben! Vergeblich suchte er Abhilfe zu schaffen. Erstaunlich und für ihn unbegreiflich, dass die Ergebnisse trotzdem gut waren. Die Grossmutter musste, schon jahrelang leidend, das Bett hüten. Ein grimmig aussehender und umgehender Hausdrache führte das Regiment, war aber letztlich doch auf das allgemeine Wohl bedacht. Erika floh natürlich, so oft es irgend möglich erschien.

Inzwischen ging der Umbau ins Reichsdeutsche schrittweise vor sich. Es wurden viele Versammlungen abgehalten. Niemand im Dorf wusste, wie er sich jetzt zu benehmen hatte, jeder tat aber, was man von ihm wollte. Sie waren ja von jeher so gewöhnt und jetzt kams besonders vom Herzen, weil doch alle froh waren, endlich wieder freie Menschen, befreit vom tschechischen Druck, sein zu können. Den Älteren schwebten wohl noch die seligen Zeiten im alten Österreich vor. Mein Mann konnte freilich nicht mit dem Verlust seiner durch viel Arbeit und besondere Leistungen erworbenen Lebensstellung abfinden. Er kümmerte sich nicht um all den neuen Kram. Ich aber ging natürlich hin. Dass es dort interessant war, lässt sich nicht leugnen. Lauter Neues, wenn auch nicht immer ganz verständlich für die meisten. So war ich einmal spät nach Hause gekommen, und mein Mann schmollte am nächsten Morgen. Er erklärte: „Ich fahre jetzt nach Kummer“, zog den Seelenränker heraus und brachte ihn ins Wasser. Bei uns gabs Waschtrog. Gretel, ein Mädels aus dem Dorfe, half mir dabei. Damm kam auch noch der immer heftig protestierende Rauchfangkehrer und erzählte eine grosser Neuigkeiten. Während unserer Unterhaltung über den Waschtrog hinweg steckte Gretel auf einmal den Kopf zur Türe herein und kicherte: „Sie sollen mir ein Paar Unterhosen geben!“

„Was?“

„Ja, ein Paar lange Unterhosen!“

Jetzt schon ich den Rauchfangkehrer und Gretel zur Seite und ging in den Flur und dann einer nassen Spur nach in den angrenzenden Nebenraum. Dort stand mein Mann in einer vier Quadratmeter grossen Wasserlache und aus Hosenbeinen und Ärmeln strömte es immerzu. Da gings freilich geschwind mit der neuen Wäsche! Wir schrieben ja den 22. November. Ich getraute mich nicht einmal besonders laut zu lachen. So endete die Kahnpartie nach Kummer. Nie erfuhr ich, wie es zugegangen war. Später dann, da hiess es bei passender Gelegenheit häufig: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“, besonders wenn es sich einen handelt, der in Wasser gefallen ist.

Am Nachmittag desselben Tages gingen wir dann sehr einträchtig auf der Wessler Seite gegen Kummer, und zwar bis zur Hundskirche. Dieser Felsenklotz it seinen vielen Gängen, durch die sich nur sehr kleine Leute zwängen können, war vom Wege aus nie leicht zu finden. Es war ja auch für die Einheimischen schwer, sich im Kummergebirge zurechtzufinden. Immer wieder verlief man sich. In den Höhlungen des Felsens fanden wir als Erinnerung an die grüne Armee noch die Mooslager.

Dann wurde es Winter, - ein sehr versponnener Winter mit dicken Schneepolstern überall. Der Garten war das reinste Winterparadies. Die verschneiten Bäume und Sträucher bekamen die seltsamsten Gestalten. Wir holten ein altes Futterhäuschen aus dem Schuppen und setzten es auf einen Pfahl vor dem Küchenfenster. Dort zog sofort geschäftiges Leben ein. Die zänkischen, egoistischen Kohlmeisen verjagten die Blaumeisen und sogar die Hänflinge; der Baumläufer aber blieb Sieger über alle. Weil er alles wegschleppte und dann in den Schnee fallen liess, nagelten wir schliesslich Speckschwarten und dergleichen fest. Der Rodel wurde in Betrieb genommen. Einkauf im Dorf kam nur noch mit ihm in Frage. Man konnte sich oben bei der Kirche draufsetzen und dann bis an die Grenze des Schneidergartens fahren.

Besonders von Peter wurde das neue Wunder des Schnees bestaunt. Zog man den Schlitten durch den Garten, sass sooft der Peter drauf und häkelte mit den Krallen hinten runter in den Schnee. Aber auch den Stubenfreuden huldigte er ausgiebig. Schlafen auf dem Pfannendeckel des alten weissen, blaugeäderten Kachelofens schien das höchste der Gefühle. Aber es ist nicht6 immer ungefährlich sanft und gar zu fest zu schlummern. Man kann da leicht vergessen, wo man sich befindet. Irgendwie aufgeschreckte sprang er auf die heisse Herdplatte herunter und verbrannte sich jämmerlich die Pfoten. Zwar schmierte ich sie ihm gleich mit Butter ein, aber es half nicht viel, es war zu arg. Peter hatte grosse Schmerzen und konnte nicht laufen, tat es auch nicht. Ich musste ihn hin- und hertragen. Bei Katzen dauert so etwas zum Glück nicht lange. Nach drei Tagen konnte er schon wieder einigermaßen humpeln.

Wenn die Mühledörfelkinder nicht folgten, hiess es: „Warte nur, wenn der Nikolaus kommt ...“. In der dortigen Gegend kommt er nämlich in Person – angetan mit Pelz und Stiefeln, auf dem Rücken einen grossen Sack mit Äpfeln, Nüssen und Süssigkeiten, in der Hand eine grosse Rute, den Birknen Hans. Ein grosser, weisser Bart verdeckte das Gesicht. Immer meldet er sich an, indem er mit der Rute an die Fensterscheiben schlägt. Noch den älteren Kindern läuft dabei gruselig – wie barfusse Katzen – den Rücken hinunter.

Rumpedi pumpeldi Fladrwiesch,
krichn de Kindr undrn Tiesch.
Wenn se nee batn und singn
word de Rutteundrn Tische rimmspringn.

Zünftig war der Mühldörfel-Nikolaus in diesem Jahre und machte seine Sache gut.

Wenn wir abends aus dem Dorfe nach Hause gingen und die Sonne hinter die Kosel kroch, den ganzen Westhimmel rosig beleuchtend, sagten wir zu den Kindern nach alter Überlieferung: „Seht Ihr, das Christkindel bäckt.“

Und dann fing die liebe alte Schwindelei und das Verstecken auf der einen und das Austüfteln auf der andern Seite an. Eins belauschte immer das andere, wie das seit Menschengedenken um die Weihnachtszeit gewesen ist. Und auch diesmal hatte es erst ein Ende, als die Glocke verkündete, dass das Christkind dagewesen ist. – Um Mitternacht gings ins Dorf zur Christmette. In langem Zuge kamen die Hermsdorfer und die Wessler durch den Schnee gestapft und nirgends klang das „Stille Nach, heilige Nacht“ so lieb wie in unserer kleinen Kirche.

Gut war der Striezel geraten, weder verbrannt, noch sitzengeblieben – ein gutes Zeichen für das kommende Jahr. Passiert nämlich etwas mit dem Weihnachtsgebäck, kommt Unglück über das Haus. – So sagt man. – Jedenfalls trübt es die Festesfreude der Hausfrau. Das steht fest.

In diesem Jahr hatte die Christl unter anderem eine kleine schwarze Plüschkatze bekommen. Die konnte man aufziehen und dann wackelte sie mit den Ohren und drehte den Schwanz. Das wurde ihr zum Verhängnis, als sie dem Peter vorgeführt wurde. Zuerst machte er einen grossen Katzenbuckel, dann ging er das schnarrende Ungetüm an und als er sah, dass es ihm nichts tun konnte, nahm er es in die Vorderpfoten und bearbeitete es so lange mit den Hinterbeinen, bis es nur noch bedingt betriebsfähig war. So wurde dem Peter sein Rivale bald ganz zum Spielen überlassen. Schnell war davon nur noch ein Drahtgestell mit spärlichen Plüschfetzen übrig. Wir hatten jedoch beim Zuschauen unsern Spass gehabt.

Es ist schon so, seit der Geschichte mit Eva und dem Apfel, die uns alle das Leben im Paradiese kostete, geht's nie mehr ganz sorglos zu auf dieser Welt. Die Stimmungslosigkeit meines Mannes wurde nun doch langsam drückend. Nach und nach sahen wir ein, dass es im Sudetenland um diese Zeit einfach keine Position für ihn gab. Also hiess es, sich im Reich umsehen. Der Müller borgte uns die Schreibmaschine und wir schrieben Gesuche am laufenden Band. Im Altreich war man aber so halbwegs der Meinung, wir wären eine Art Hinterwäldler. Das schien auch der Grund zu sein, dass wir gar so lange schreiben mussten.

Im Jänner verlöschte das spärliche Lebenslicht der Leipaer Grossmutter und zur selben Stunde starb auch unser Pfarrer, noch jung, an Tuberkulose. Trauer also allerorts! Die Grossmama wurde in Brenn zu Grabe getragen, der Pfarrer in Leipa. Am selben Tage kam ein Telegramm, das meinen Mann ins Rheinland zur Vorstellung rief. Wenige Zeit später fuhr er und hat meinem dringenden Rat entgegen die Stellung sofort angenommen. Seine Sachen musste ich ihm nachschicken. Als ich einige Wochen später hinkam, um mir die Sachlage zu besehen, war ich entsetzt über die riesige Entfernung. Aber mein Mann tröstete mich, dass er nur zwei Jahr dort gebunden wäre. In der Zwischenzeit könne man in Ruhe nach einer entsprechenden Stellung in der Heimat Ausschau halten. Mit der Übersiedlung wars übrigens nicht so eilig, denn es gab in Aachen zunächst keine Wohnung. Damit war noch eine Galgenfrist gewonnen. Obwohl es von Anfang an festgestanden hatte, dass unser Aufenthalt in Brenn begrenzt sein würde, hingen wir nun, da sein Ende in Sichtweite kam, sehr die Flügel. Welcher Mensch gibt gerne auf, was er für ein Paradies auf Erden ansieht, wenn er's erst einmal errungen hat!

Vorerst aber gabs ja noch die herrliche Galgenfrist. Durch die gemeinsam erlebte, kritische Zeit, waren alle Leute sehr nahe zusammengerückt. Eitel Harmonie herrschte. In der Schänke sass sie beieinander und wurden nicht müde, sich gegenseitig ihre Erlebnisse zu erzählen. „Wo hast Du eigentlich gesteckt?“ „Dich hab ich auch mal laufen sehn.“ So gings hin und her. Und ich sass als Strohwitwe oft dabei, denn jetzt war ich ja kein Fremdkörper mehr, jetzt gehörte ich richtig dazu. Es wurde auch fleissig und nicht schlecht gesungen. Nur wars dort nicht üblich, dass Frauen ins Wirtshaus gingen und nicht lange, da tuschelte man, es müsse mich wohl ein Magnet ins Wirtshaus ziehen. Nur war man gar nicht im Klaren, wem man diese Rolle zuschreiben sollte. Doch nur einem der Männer aus dem Dorfe! Aber welchem? Ich lachte schrecklich über die mir zgedachten Gschpisis und auch keiner der Männer hätte über die allgemein üblichen Witze hinaus derartige Einfälle gehabt. Wohl glaube ich, dass sie ihre Frauen damit aufzogen. Ich begegnete bald vielen feindlichen Frauenblicken und es dauerte einige Zeit, ehe ich den Grund dafür erriet und noch später erfuhr. Spassige Sachen merkte ich damals.

Zum Beispiel, dass es nachts in unserem Garten umging. Recht heimlich war mir dabei nicht zu Mute. Ein ehemaliger Schulfreund riet mir darauf, die Gartenwege abends frisch zu rechen. Da könnte ich feststellen, welcher Art die Leute seien, die im Garten umgingen. Das tat ich dann auch und waren Fussspuren verschiedener Art, die ich am Morgen finden konnte. Als ichs aber erzählte, war es damit rasch vorbei.

Nach dieser Erfahrung blieb mir also nichts anderes übrig, als mich in meine vier Wände zurückzuziehen, gegebenenfalls Gäste einzuladen, da ich kein Bedürfnis hatte nun als Einsiedlerin weiterzuleben. So hatte ich einmal den Briefträger mit seiner netten Frau, unsern Tierarzt und noch verschiedene Leute eingeladen, die ihrerseits wieder Freunde mitgebracht hatten. Da gings natürlich laut und lustig zu.

Und als im Morgengrauen das knatternde Motorrad des Tierarztes davon fuhr, erregten sich die unbeteiligten Mühldörfler auf das heftigste, zumal dem Wirt das Geschäft auf diese Weise entging. Auf der Mühldörfler Brücke soll damals sogar eine Lauscherin im Nachtgewand ange-troffen worden sein. Doch ist dies nicht verbürgt.

Eine ernste Aufregung hatte es im März gegeben, als eines Nachts deutsche Truppen in grosser Zahl die Strasse gegen Hirschberg passierten. Was war da wieder los? Anderntags erfuhren wir: das Protektorat war entstanden. Darüber freute sich bei uns niemand, wir hatten gehofft, unsere feindseligen Nachbarn endgültig losgeworden zu sein.

Der Peter war nach und nach im Mühledörfel allzu heimisch geworden. Geradezu familiär be-nahm er sich, holte beim Wirt die Würste aus der Vorratskammer, schlief beim Mühlebauern auf der weissen Bettdecke und wenn die Frau ins Schlafzimmer kam, suchte er im gewaltigen Satz das offene Fenster zu gewinnen und versetzte sie in panischen Schrecken. Das alles war nun freilich nicht schön vom Peterle, das damals das einzige Katzentier im Mühldörfel war. Mäuse schienen ihm kein Begriff zu sein, soweit ich dies feststellen konnte, und der grosse, schwarze Kater war verschwunden. Vielleicht hatte ihn ein Jäger erledigt, weil er ihn beim Wil-dern getroffen hatte, oder war er selbst zum Dachhasenbraten geworden. Der Fall blieb unge-klärt.

Das Rad der Zeit lief weiter und damit rollte auch der Abschied auf uns zu. Man musste lang-sam dran denken, die Zelte abubrechen. Ein Bekannter hatte mich bei einer früheren Über-siedlung einmal ärgern wollen: „Ja, die Ingenieure und die Zigeuner sind ungefähr von dersel-ben Sorte!“ Uns hingen eben wirklich die bösen Folgen des vorsintflutlichen Apfeldiebstahls der unseligen Eva besonders nach, wenn auch die Vertreibung aus dem Paradies heutzutage nicht mehr mit dem Flammenschwert erfolgt. Jetzt geschieht es gern durch einen freundlich lächeln-den Briefträger, der einem einen Brief in die Hand drückt. Aber der Erfolg ist derselbe. Man muss auf die rauhe Erde und dann sehen, wie man mit dem neuen harten Leben fertig wird.

In Aachen war eine Wohnung gefunden worden, also hiess es umziehen, und unsere Tage in Brenn waren gezählt, noch nicht genau, aber eben gezählt. Dann würde das Schneiderhaus wieder in seinen Dornröschenschlaf versinken, der Garten verwildern und alles würde ganz einsam dort sein.

Jetzt war aber noch buntes Leben und zuweilen sogar rechter Trubel. Ausser dem Waldi kam häufig ein Hundegast, der Kautesepl, ein dackelähnliches Wesen, aus Wesseln herüber und blieb tagelang da. Er schlief beim Müller unter dem Ofen auf dem gehackten Holze, manchmal auch in der Durchfahrt unter unserm Balkon. Jeder versorgte ihn. Einmal speiste er grade bei uns, als die Tür aufflog und der Waldmann hereingestürzte. Den Kautesepl sehen, und noch dazu beim Fressen, und draufzuspringen war eins. Schneller als man denken kann war eine wüste Beisserei im Gange. Vollkommen ratlos in solchen Dingen erwischte ich einen Besen und schlug auf den Hundeknäuel los. Da lag auf einmal der Waldmann auf dem Boden und rührte sich nicht mehr, und der Seppl fuhr zur Tür hinaus. Ich stand starr vor Schrecken. Anschei-nend hatte ich den Waldmann gefährlich getroffen. Doch bald bewegte er sich langsam und fing auch an, herum zu torkeln, wie einer, der eins über den Durst getrunken hat. Ich schwor, ob des gnädigen Ausgangs der Sache wie erlöst, beissende Hunde nächstens anders, jedenfalls nie mehr mit dem Besenstiel zu behandeln. Der Waldmann hat mir nicht übernommen und dem Kautesepl war auch nichts anzumerken

Einmal beschloss man im Mühledörfel, den ungebetenen Gast nach Hause zu schicken. Das geschah in Anwesenheit sämtlicher Bewohner. Die Männer banden ihm eine leere Konservendbüchse an den Dackelschwanz und ab ging's über den Steg zum Wehr. Dort blieb aber die Büchse hängen und schweifwedelnd kam der Seppel zu uns zurück. Da wurde die Geschichte nochmals und gründlicher gemacht. Ein richtiges Geschirr wie ein Pferd kriegte der Seppel jetzt um die Vorderpfoten, in die Büchse kamen einige Steine und ein Zettel: „Viele Grüsse aus dem Mühledörfel!“ Dann liessen wir ihn los. Wie ein geölter Blitz sauste er davon, übers Wehr, den Fussweg am Bach entlang, dann übers Brückel vom Gissemühlarm und endlich verschwand er im Waldstück vor Wessel. Das Getöse hörte man noch lange und die Mühledörfler lachten sich krumm. Abends kam der Kauteseff in die Schänke, um sich für den Gruss und die Rückerstattung seines Hundes geziemend zu bedanken.

Seit der abendlichen Gasterei stand ich nicht mehr mit allen Mühledörfelleuten auf gutem Fuss. Besonders die Wirtin hatte sie übernommen. Es war also der Zustand, den man dortzulande mit „Stille Musik“ bezeichnet, ausgebrochen. Die Wirtshühner hinderte das nicht, ihre Scharrplätze in unserem Garten aufzusuchen. Wir kannten das auch gar nicht anders. Eines Tages kam ich drauf, dass eine Henne untern den Beerensträuchern brütete. Bald kannte sie mich und die Kinder und liess sich gerne von uns füttern. Wegen der gespannten Lage sagte ich zunächst nicht von dem zu erwartenden Familienglück; aber wenn es regnete, stellte ich einen alten Regenschirm über das Nest. Als aber einige bunte Wollkugeln unter der Henne hervorkamen, die der Peter höchst interessiert betrachtete, wurde mir doch Angst. Ich schickte die Christl um einen Topf, da hinein barg ich die Tschippel. Nach und nach krochen wirklich alle fünfzehn aus. Wenn eine Bäuerin eine Bruthenne ansetzt, passiert es nie, dass alle auskriechen. Christl brachte die Hühnchen dann hinüber zu den erstaunten Wirtsleuten, und der Friede war wieder hergestellt.

Es half alles nichts, die Stunden rannen und eines Tages stand der Möbelwagen wieder vor der Tür. Dann fuhr er davon und wir zogen für die letzten Tage in mein Elternhaus. Der Peter hatte als es wieder ans Packen ging, wohl alte Erinnerungen gespürt und sich allen Unannehmlichkeiten gleich zu Beginn dadurch entzogen, dass er eines Abends bei einem Besuch bei meinen Eltern ganz einfach dort blieb. Er frass dann, vom Waldmann als unabwendbare Tatsache hingenommen, friedlich mit ihm aus einer Schüssel.

Als wir dann noch einmal in der Schänke waren um Abschied zu nehmen, kam ein alter Bekannter mit seinem Fuhrwerk aus Richtung Rehdörfel und sagte: „Wissen Sie was? Ihre Möbel stehen noch am Bahnhof auf der Rampe. Es wird das Beste sein, ich hol sie wieder rüber. Wer weiss, wozu es gut ist!“ Aber „was unterwegs ist, muss fort!“ Ja, wer soll wissen, wie alles gekommen wäre, wenige Wochen später hatten wir Krieg. Ich kehrte noch einmal für Jahre in die Heimat zurück, um sie 1946 in ganz anderer Weise mit den letzten Bewohnern des Dorfes verlassen zu müssen. Aus dem Schneiderhaus wurde ein Zamecek. Ich musste mit meinen Angehörigen zur Einweihung den Vorgarten säubern, während ein Partisan in der Gegend herum-schoss. Das Peterle aber war glücklicherweise im vorhergegangenen Winter ins Katzenjenseits gegangen.